

Meine Zeit in Basel

Autor(en): Albrecht Puhlmann

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2001

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/af15571f-8c8b-4e14-8cec-fc7ea1142fc6>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Meine Zeit in Basel

Albrecht Puhlmann

Albrecht Puhlmann, Katharina Schmidt und Joachim Schlömer sind zwei Dinge gemeinsam: Sie kommen ursprünglich aus Deutschland und haben in Basel bis zum Jahr 2001 – als Operndirektor am Theater Basel, als Direktorin der Öffentlichen Kunstsammlung und als Leiter des Tanztheaters Basel – eine wichtige Position im Kulturleben der Stadt eingenommen. Stellvertretend schreibt Albrecht Puhlmann, wie er Basel erlebt hat. Red.

In der Stadt, in der ich seit Sommer 2001 mit meiner Familie wohne, in Hannover also, lebe ich in einem Stadtteil – er heisst Waldheim –, in dem der bekannteste Hannoveraner Künstler, Kurt Schwitters, sein Atelier und seine Dichtwerkstatt hatte. Hier stand der Merzbau bis zu den Bombennächten vom Oktober 1943, die Hannover in Schutt und Asche legten. Eine Bombe fiel auch auf Schwitters' Merzbau und zerstörte ihn gründlich. Von diesem Kurt Schwitters nun gibt es ein wunderbares Gedicht über Basel. So heisst es auch: «Basel» – und es soll mein mottogebender Leitfaden durch die Erinnerungen an meine Zeit in Basel sein.

«Es geht ein Bisschen rauf,
Es geht ein Bisschen runter,
Dazwischen fliesst der Rhein,
Grün soll sein Wasser sein.»

Meine Zeit in Basel beginnt natürlich vor meiner Zeit in Basel. Ich kam als Hospitant 1983/84 an das Basler Stadttheater, so hiess es damals noch, um Herbert Wernicke bei seiner Inszenierung von Verdis «Simon Boccanegra» zu helfen. Mir war sofort klar: Basel, das könnte «meine» Stadt sein. Dass ich dann 1988 als Dramaturg von Frank Baumbauer an dieses Haus engagiert würde, wusste ich damals noch nicht. Das zweite Ereignis vor meiner Zeit in Basel war dann das «Ereignis Schweizerhalle» vom 1. II. 1986. Da wusste ich schon als Dramaturg am Staatstheater in Kassel, dass ich zwei Jahre später in Basel beginnen sollte, am Theater zu arbeiten, in der Stadt zu leben. Auch aus der Ferne war Schweizerhalle ein Schock. «... dazwischen fliesst der Rhein, grün soll sein Wasser sein» – das schien nun vorbei.

«Wenns regnet, stürmt und
schneit,
Dann ist es braun,
Braun anzuschauen.»

Nach Basel sollte ich, nach Basel wollte ich, und im Gundeli in der Delsbergerallee landete ich. Im ersten Sommer 1988 entdeckten wir die Stadt, entdeckten wir das Land, entdeckten wir den Jura und wanderten von Basel nach Genf auf dem Höhenweg und sollten es oft wiederholen. Nur nach Süden sollte der Weg weisen, und der Jura gab die Lauf- richtung vor. Später kamen als «die Vorgärten» von Basel das Engadin und das Bergell dazu. Als Herzens- und Wunschland- schaften.

«Verhältnismässig drückend
föhnt der Föhn,
Es brodeln tief im Grunde;
Darüber eine Stadt, die
Basels Namen trägt
Und hat.»

Die ersten zwölf Verse von Kurt Schwitters' Hommage an Basel, der ich mich gerade anschliesse, beschreiben die Stadt Basel nach Art eines Prospekts zuerst topo-

grafisch, dann meteorologisch und zuletzt geologisch. Das Meteorologische, auch unter ihm konnte man als Norddeutscher leiden, die burgundische Pforte mit ihren Einfallswinden oder dem, was Schwitters als das Drückende am föhnenden Föhn nennt; der Schwitters'sche Satz vom Brodeln tief im Grund hat ebenso seine Doppeldeutigkeit: Basel ist auf erdbebengefährdetem Untergrund gebaut. Man ist sich seines Grundes nicht sicher, und erst kürzlich wurde das Epizentrum des grossen Bebens von 1356 zwischen Reinach und dem Jura-Nordfuss ausgemacht. Aber auch sonst brodeln es in der Basler Gesell- und Gemeinschaft, wovon später noch ein Wort zu sagen sein wird.

Aber wir sind ja noch am Anfang meiner Zeit in Basel, es war die Entdeckung einer Lebenswelt, der ich mich verwandt und nahe fühlte. Es war die Entdeckung der Langsamkeit als Lebensqualität von Reinlichkeit, Toleranz und Tradition, die Basels Namen trägt und hat.

«Dort lint es Böck,
Dort beint es Hol,
Es waldet Grün
Und Witzt.»

Die Entdeckung, ja Offenbarung auch der Basler Kunst, mit deren erster Begegnung ein Gefühl von Heimkehr verbunden war. Die vier im Basler Kunstmuseum mit zahlreichen Hauptwerken vertretenen Maler Arnold Böcklin, Hans Holbein, Matthias Grünewald und Konrad Witz, deren Namen Schwitters witzig aufruft, sind wie Verwandte, die mich bei meinen Besuchen im Kunstmuseum anblickten. Lebensbilder allesamt, Konrad Witzens Synagoge, Holbeins Familienbildnis oder Grünewalds Christus am Kreuz – Weltkunst, die Basels Namen trägt und hat. Vieles andere kam hinzu, aber dies war das Entscheidende, warum Basel zur Heimat werden konnte. Ein Gemeinwesen, das dieser Kunst über Jahrhunderte eine Heimstatt zu geben vermochte, vom Amerbach'schen Kabinett bis zu den grossen Stiftungen im letzten Jahrhundert, dieses Gemeinwesen hat eine im besten Sinne aufzuhebende Tradition. Hier sollte, hier konnte die Kunst der Oper,

wie ich sie verstand, einen Nährboden finden im wechselseitigen Sinn.

«Der Ritter sticht den Wurm
Am Turm.»

Das Münster auf seinem Hügel wurde zum einen Zentrum, der Nadelberg auf der anderen Seite zum anderen, seit Herbert Wernicke 1990 nach Basel zog und sein Atelier aufmachte. Das steinerne Reiterstandbild des hl. Georg mit dem Drachen, das links vom Hauptportal des Basler Münsters am Georgsturm postiert ist, und auf den Schwitters verweist, erhielt sinnstiftende Kraft, wie die Maleien am Rathaus unten im Tal: Der Kampf der im christlichen Sinne Gerechten gegen das Böse, das Andere, das Fremde, das hier Stein und Kunst geworden war, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte verfestigt zum Selbst-Bild einer Bürgergemeinde.

Die ersten Jahre waren Arbeit und Genuss an der humanistischen Tradition im Wechselspiel zu den neuen Lesarten in der Oper, zu denen ich als Dramaturg unter der Direktion von Frank Baumbauer beitragen konnte. Aufgemacht an Stücken und Aufführungen liegt diese Zeit als intensive und in gewisser Weise verantwortungslose Erfahrung vor Augen. Als auch befreiende unmittelbare Arbeit am Stoff der Oper. Diese Zeit endete 1993 mit dem Weggang Baumbauers ans Schauspielhaus Hamburg. Im eigenen Leben ist auch hier die Zäsur zu setzen.

«Der Bruder holzt,
Viel Speere und ein Zahn.»

Ein neuer Lebensabschnitt in Basel: eine Familie wurde gegründet, zwei Töchter in Arlesheim geboren, ein Haus auf dem Bruderholz gefunden. Eine freie Zeit von drei Jahren, die mit der Berufung als Operndirektor durch den neuen Künstlerischen Leiter des Theater Basel, Michael Schindhelm, 1996 endete. Nun konnte, was bisher am einzelnen Stück erarbeitet wurde, für das gesamte Programm in Anspruch genommen werden. Oper als Projekt

der Moderne anzusehen, als geistesgegenwärtige Kunstform zu behaupten, als lebendige Tradition weiterzugeben, in der Konfrontation unserer Zeitgenossenschaft mit den alten Stücken.

Fünf Jahre sollte dieses Experiment dauern, auf fünf Jahre war es auch angelegt. Regisseure und Dirigenten mit den nie erledigten Fragen der grossen Opern zu konfrontieren. Diese fünf Jahre bis ins Jahr 2001 waren eine wichtige und erfüllte Zeit; vielfältig und aufregend, umstritten und bedenkenswert war vieles an und in ihnen. Im Theater Basel selbst wurden die künstlerischen Anstrengungen um eine zeitgenössische Oper getragen von den Sängern und dem Chor mit ihrer Kunst und auf der Bühne gelebt. Sie wurden aber auch getragen durch eine Technik und eine Verwaltung, die eine der grossen Qualitäten des Theater Basel zeigt: ein gemeinsames künstlerisches Wollen stand immer im Vordergrund. Selbstkritisch anzumerken bleibt dabei, dass diese Anstrengungen im Gelingen wie im Misslingen nicht immer die ungeteilte Toleranz des Publikums gefunden haben. Es kam zeitweise zu einem dramatischen Besucherückgang, dem Zweierlei objektiv wie subjektiv zugrunde lag: Zum einen kann ich durch meine dreizehnjährige Zeit in Basel doch behaupten, dass sich das Publikumsverhalten sehr stark verändert hat. Was 1989 zwar kritisch und auch kontrovers aufgenommen wurde, wie Konwitschnys «Fidelio»-Inszenierung, und zu vielen Diskussionen führte, die aber immer produktiv blieben und das Haus zu jeder Vorstellung füllten, sah zehn Jahre später bei ähnlich provokanten Aufführungen ganz anders aus. Die Bereitschaft, sich auseinander zu setzen, sich zu öffnen, dem Anderen gegenüber offen zu sein, neugierig auf noch nicht Gehörtes und nicht Gesehenes zu reagieren, ist geschwunden. Der Sieg verantwortungslosen Genusses, nach den Gesetzen von Spass und Unterhaltung, über die Geistigkeit des Theaters war auch hier erfolgt. Theater sollte eine Ware sein, die man mit der Eintrittskarte kauft; gefällt die Ware nicht, wird sie weggeworfen oder zurückgegeben. Ein Phänomen, das nicht auf Basel beschränkt ist, ein Phänomen, von dem ich dachte, dass Basel davon verschont bleiben könnte.

«Die Kirche aus Cement
Ist Mosers hohe Zeit.»

Schwitters' Hinweis auf die von 1925 bis 1927 von dem Schweizer Architekten Karl Moser in Eisenbeton erbaute Antonius-Kirche in Grossbasel, eine der ersten Sichtbeton-Kirchen der Welt, zugleich ein markantes Zeugnis des neuen Bauens, mag hier stehen für Basels Ruf und Selbstverständnis als Architektur-Stadt, die sie auch ist. Sie ist dies viel mehr, als dass man sie eine Musik-Stadt oder gar Theater-Stadt nennen könnte – trotz Paul Sacher und «Musikmonat». Kunst und Architektur als nicht ephemere, als nicht über Gebühr anstrengende Erlebnis- und Betrachtungsform haben es ja nicht nur in Basel viel leichter. So bleibt die Eröffnung des Beyeler-Museums in Riehen als markantestes Ereignis in Erinnerung. Ein Bild im Museum oder ein Architekturobjekt zu betrachten und zu kommentieren kostet Minuten. Ein Musikstück, eine Oper zu verfolgen und aufzunehmen Stunden. In unserer schnelllebigen Zeit scheint diese Verausgabung kaum mehr möglich. Die Diskussionen um die Urbanität Basels drehten sich immer um Basel als Kunst-Stadt, als Stadt der architektonischen Herausforderung mit dem signifikanten Hochhaus im planerischen Zentrum. Es gilt, was in der NZZ kürzlich zu lesen war: Die Musikstadt Basel liegt derzeit in einem tiefen Schlaf: Dass zu Urbanität ein Musikleben gehört, hat für die Meinungsbildenden Kreise eher sekundäre Bedeutung. Gleichwohl haben wir von der Oper versucht, unsere Fühler auszustrecken, und haben Antworten erhalten. Vor allen Dingen von den Freunden an der Schola Cantorum und an der Musikakademie.

«Es brennt, wenn's brennt, im Kleid.
Mann, sei gescheit!»

Schwitters' brennendes Kleid bezieht sich nach seinem Interpreten Gerhard Schaub auf die starke Raucherin Maja Sacher und ihre Vorliebe für schöne Kleider von Fred Spillmann und die auf diesen Kleidern entstandenen Brandflecken. Gleichwohl mag auch Schwitters' Metaphorik uns dienen, um

die eigene Arbeit im Sinne des «nirgends brennen wir genauer» von Ernst Bloch hier metaphorisch einzusetzen. Der Versuch, genau und brennend zu sein in der Auseinandersetzung mit der Kunstform Oper, hat buchstäblich zu manchem Brand geführt – bis hin zu antiintellektuellen Reden in Theaterfoyer und Presse. Das Projekt Musiktheater in Basel neigte sich für mich dem Ende.

«Der Frauen holder Chor lächelt dem Tor,
Mann sieh Dich vor.»

In Schwitters' Gedicht wird es am Schluss privat: der «Homme à femmes», der sich selbst auffordert, vor den verführerisch lächelnden Frauen der Basler Szene auf der Hut zu sein – auf der Hut zu sein ist dem Zugereisten in jedem Fall geboten, betritt er Basler Terrain.

So blicke ich vom Norden den Rhein hinauf, ohne Groll und ohne Sehnsucht, aber mit vielen Erinnerungen. Die grosse Tradition, das intellektuelle Basel, das zieht sowieso immer mit in den Bücherkartons. Angefangen bei Erasmus' «Lob der Torheit» über den verehrten Jakob Burckhardt bis hin zu Nietzsche und Bachofen und seinem Frauenrecht, dem ja vielleicht auch «der Frauen holder Chor» gewidmet ist. Dieses Basel als geistiger Lebensraum steht nun in der Bibliothek in Hannover-Waldheim.